

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 44

Artikel: Nordlandfahrt

Autor: Keller, Helene

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648232>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der 4. November ist in Schweden und Norwegen zum Gedächtnis der Vereinigung beider Königreiche ein großer Festtag. In England feiert man den 5. November als Jahrestag der berüchtigten Pulververschwörung. Es ist dies der größte Festtag dieser Jahreszeit für die Jugend. Die Burschen sammeln Brennmaterial und sorgen auch für Feuerwerk. Der Guy, der dann verbrannt werden soll, wird aus Stroh und einem alten Rock verfertigt. Als Kopfbedeckung erhielt der Guy früher einen alten Hut, später eine Art Bischofsmütze und jetzt trägt er gewöhnlich eine Mütze aus steifem Papier. In der einen Hand hält der Guy eine Blendlaterne, in der anderen ein Bündel Schwefelfäden. Häufig kam es dabei zu Schlägereien zwischen den sich begegnenden Trägerbanden. Sie gingen sogar darauf aus, der anderen Gruppe mit Gewalt ihre Figur wegzunehmen. Zu den Guyfeuern wurden nicht selten mehr als 200 Holzkarren Brennmaterial herbeigeschafft. In der Nacht verbrannte man dann über 30 Guys. Gegenwärtig denkt die Jugend nur darüber nach, wieviel sie mit ihrem Guy verdienen kann. Um diese Zeit war kein Zaun sicher, gestohlen zu werden. Ueberall wurde nach Brennmaterial gesucht, wobei nicht einmal Türen und Fußböden verschont wurden. In jedem Dorf wird der Guy-dan anders gefeiert. Beim Betteln um Reizig zum Guyfeuer singt die Jugend:

„Gebt ihr uns keine, so nehmen wir sie,
S'ist besser für uns und schlimmer für Sie.“

In der Mitte des Feuerplatzes wird eine hohe Stange befestigt, an ihr hängt ein Bild des Guy. Dabei wird sogar mit Pulver nach dem Guy geschossen oder mit Raketen nach ihm geworfen. Vielfach ist es üblich, im Guyfeuer einen Schinken zu braten, der dann mit den in der Asche des Freudenfeuers gerösteten Kartoffeln verzehrt wird. Wer ist nun eigentlich der Guy? Er stammte aus einer wohlhabenden Familie aus Yorkshire, hatte sein Vermögen durchgebracht und stand als Offizier in spanischen Diensten. Im Jahre 1603 wurde er in Ostende für die Verschwörung von Robert Catesby interessiert. Es wurde der Plan gefasst, das Parlamentsgebäude in die Luft zu sprengen und so mit einem Mal König und das Parlament los zu werden. Guy wurde mit der Ausführung des Unternehmens betraut. Die nötigen Vorbereitungen waren schon getroffen, als die Verschwörung durch einen anonymen Brief verraten wurde. In der Nacht vor der geplanten Eröffnung des Parlaments begab sich der Friedensrichter mit entsprechender Leibwache zu Guy. Als man ihn fand, hatte er eine Blendlaterne, ein Feuerzeug und Schwefelfäden bei sich. Guy wurde im Innern des alten Westminsterpalastes angesichts des Parlamentsgebäudes hingerichtet. (Schluß folgt.)



Walter Linck, Bern. Grabmal für eine jung gestorbene Frau.

Plastik von Walter Lind. Sie ehrt das Andenken einer jungen verstorbenen Frau. In schlichter, sinnender Haltung steht sie da, ein Sinnbild edlen Frauentums. Selbstverständlich handelt es sich nicht um eine Porträtdarstellung. Sie soll nur zeugen von dem Schmerze, den der fröhle Hinscheid ausgelöst hat. Sie soll als Verkörperung des Guten und Reinen auch Trost spenden.

Der junge Künstler hat seine Aufgabe gut gelöst. Der Friedhofwanderer bleibt stehen und dankt dem kunstfreundlichen Besteller und dem Schöpfer des Werkes. Alles Menschliche vergeht, nur die Kunst ist ewig. J. O. Rehrl.

Kunst auf dem Friedhof.

Zu der Plastik von Walter Linck.

Das Grab einer Lieben zu schmücken, gehört zu den schönsten Bräuchen der Menschheit. Es gut zu schmücken ist aber recht schwierig. Nicht der gibt seinen Gefühlen am besten Ausdruck, der möglichst viel aufwendet, sondern wer es versteht, zwischen dem Toten und dem Gedenkmal eine innere Beziehung zu sezen. Ueber Friedhofschmuck ist in den letzten Jahren viel geschrieben worden und zwar entschieden mit Erfolg. Die schlimmen Beispiele werden seltener, die guten zahlreicher. Auch die bildenden Künstler werden häufiger zu Rate gezogen und beauftragt. Solche künstlerische Arbeiten sind Ruhepunkte in der Flucht der landläufigen Gedenksteine. Wir erinnern an die Werke Hermann Hübners, Max Fueters, des Paul Kunz, Walter Würglers, um nur die Namen zu nennen, die uns eben einfallen. Seit kurzem steht im Bremgartenfriedhof auch eine Bronze-

Nordlandfahrt.

Reisekizze von Helene Keller.

Nordland — sehnuchtsvoller Traum! Und jetzt, kaum ist die Erfüllung erlebt und vorbei, wieder zum Traum geworden — nur noch sehnuchtsvoller als vorher.

Nordland — unserer Schweiz verwandt mit seinen grünen Wäldern, dunklen Bergen, märchenblauen Gletschern. Und wieder so ganz anders mit seinem unendlichen Meer, seiner zauberhaften Mitternachtssonne. — Auch die Menschen scheinen uns verwandt: herb, ernst, freiheitsliebend, über alles an der Heimat hangend. Ja, ich könnte mir jetzt gut vorstellen, daß wir einst aus diesem Lande eingewandert sind: „.... Hört, was die alten Hirten sich erzählen“

„Es war ein großes Volk, hinten im Lande
Nach Mitternacht“

Wie kommt das: der Süden ruft und lockt uns, und auch der Norden ist unser Sehnuchtsland! Ist der Süden nicht Ergänzung zu uns mit seinem lachenden Himmel und

lachenden Leben, mit seiner verschwenderischen Sonne und seiner blühenden Daseinsfreude? Und der Norden, der ernste, stille, gewaltige? Ist er nicht ein Stück unseres eigenen Wesens? Der Ruf des eigenen Blutes?

Nun, da ich im Nordland gewesen und vorher so oft im Süden, nun hab ich den Unterschied erkannt zwischen diesen zwei geliebten Polen: Im Süden, da werden alle Sinne wach und freudig, da blüht das Leben auf und das Herz, da will man leben und genießen! Im Norden aber, da schweigt das Herz, da wird man still ob all dem Gewaltigen, da spürt man den Atem der Ewigkeit — da ist unser Leben nur ein ganz kleines Tröpflein im Meere der Unendlichkeit.

Und zwischen drin liegt unsere schöne Heimat. Sie bleibt unsren Augen und unsren Herzen in ihrer bunten Mannigfaltigkeit immer gleich schön, wenn wir nun auch im Norden oder Süden unsren Blick erweitert haben, — vielleicht kommt sie uns dann nur etwas kleiner vor. Das macht wohl die Unendlichkeit des Meeres, in die wir geschaut, und der unbegrenzte Horizont ...

Will ich nun vom Nordland, vom wahrgewordenen Traum, berichten, so kann das nur kinoartig geschehen, weil der Raum beschränkt ist. Und dann: das Schönste und Tieffeste, das man auf einer solchen Fahrt erlebt, bleibt im Herzen eingegraben, und man kann es nicht gut wiedergeben.

Von Hamburg bis zur Eisgrenze im Nördlichen Polarmeer trug uns diesen Sommer während fast drei Wochen die brave „Monte-Rosa“ (zu Ehren unseres Heimatberges so getauft!) der Hamburg-Süd. Vom 54. bis über den 80. Breitengrad hinaus!

Ich will nicht verhehlen: es machte mir erst recht Kummer, in der politisch so bösen Zeit auf einem deutschen Dampfer zu fahren. Ich fürchtete, jeden Tag ein paarmal das Horst-Wessel-Lied zu hören zu bekommen und von „Heil Hitler“-Grüßen fast Sturm zu werden! — Und dann war so gar nichts von alledem. Und von den 1361 Passagieren waren doch ca. 65 Prozent Deutsche (die übrigen 35 Prozent gehörten 22 andern Nationen an). — Wie war schon das erste Erwachen auf dem Schiff schön. Es war ein golden-blauer Sonntagnorgen, und wir passierten das schaurige nasse Massengrab des Skagerrak, das aber jetzt im Sonntagsfrieden so blau und glitzernd und feierlich dalag und uns kein Lied des Todes rauschte, sondern das der Ewigkeit. Geweckt waren wir worden mit dem von der Schiffskapelle gespielten Choral „Lobe den Herrn, o meine Seele“. Und ich staunte auch, daß auf dem Schiff regelmäßig Gottesdienste für Protestanten und Katholiken stattfanden — auf einem deutschen Dampfer in Deutschlands gegenwärtiger Zeit der Zerwürfnisse mit der Kirche! Der protestantische

Pfarrer, ein prächtiger Mensch aus Sachsen, fand mit seinen tiefen Predigten und seinem freudigen kraftvollen Verkünden des Evangeliums immer sehr viele und dankbare Zuhörer.

Nein, Unliebsames betreffend Politik kam meines Wissens nicht vor. Dafür ein lustiger Vorfall, der mich aber höchst verwunderte: Als wir Passagiere nämlich in Gruppen durch das Schiff geführt wurden, um seine Einrichtungen einwenig kennen zu lernen, und uns der uns führende Steward immer „Meine Herrschaften“ nannte, da rief ein deutscher Spatzvogel ihm mit lauter Stimme zu: „Es gibt keine Herrschaften mehr in Deutschland, nur noch Volksgenossen!“ Ich erschrak fast über den Unvorsichtigen. Aber was geschah? Alle mußten laut auflachen, und als dann grad ein Schiffsjunge auftauchte, hieß es: „Macht Platz, es kommt ein Volksgenosse!“ Erneutes Gelächter.

Aber daß wir Schweizer unserer demokratischen Einrichtungen wegen beneidet wurden, und wie beneidet, das konnten wir immer wieder hören und fühlen. „Glauben Sie mir, die Schweiz ist das gottgesegnete Land der ganzen Erde! Ich muß es wissen, denn seit Jahren komme ich ja in der ganzen Welt herum,“ versicherte mir einer der Schiffsmusiker.

Schweiz — Paradies! das war für viele unserer Passagiere gleichbedeutend. Wie waren so viele von diesen froh, auf dieser Ferienfahrt für eine kurze, glückliche Zeit dem heißen Boden Deutschlands entronnen und hier ein wenig in der Freiheit zu sein und sich etwas auszusprechen und ihr Herz erleichtern zu dürfen! Uns Schweizern gegenüber Vertrauen haben, nicht immer schweigen und Angst vor Angeberei und Verrat haben zu müssen! Wir spürten es, wie's ihnen wohl tat. Und auch uns tat's gut: wir lernten unsere demokratische Heimat wieder einmal so recht schätzen und einsehen, welch kostbares Gut wir doch in ihr besitzen, das wir so selbstverständlich und oft viel zu un Dankbar hinnehmen. —

Wochen auf einer solchen Meersfahrt sind die feinsten „Ferien vom Ich“. Seltene Zeitungen, keine nachgeschichteten Korrespondenzen, keine Telephonanrufe! Daß wir nicht ganz mit der Welt außer Kontakt kamen, dafür sorgte die Schiffsradio-Station mit ihren täglichen Telegrammen, die ange schlagen wurden, und die winzige Bordzeitung, deren größten Raum die Börsen- und Wetterberichte aus Europa einnahmen, keine aufregenden Sachen, für mich wenigstens!

Jetzt ging's der Arktis zu, und Europas Festland blieb allmählich hinter uns mit seinem bösen, fiebhaftem Treiben. Wir warfen den Alltag ab und taten Augen und Herzen der erhabenen Natur auf, die uns rings umgab.

Norwegen wurde auf der Hinreise dreimal angefahren: in Bergen, in Andalsnaes am Romsdalsfjord, und in Tromsö.

Bergen. Morgens früh fuhren wir in den Hafen dieser zweitgrößten Stadt Norwegens, von Salutschüssen und einem uns umkreisenden Wasserflugzeug begrüßt. Die Stadt liegt im Schutze von sieben Hügeln da, die Umgebung kam uns recht schweizerisch vor. Bergen, das norwegische Hamburg — es gehörte einst zu den Hansastädten und zeigt noch heute einige alte deutsche Giebelhäuser und als Museum ein Kontorhaus aus jener Zeit — sei die regenreichste Stadt Europas. Es ist wohl etwas übertrieben, wenn man sagt, an 350 Tagen im Jahr regne es hier! Auf alle Fälle waren wir so schlau gewesen, uns einen regenlosen Tag für Bergen auszulesen, doch war er leider auch ohne Sonne! Wir sahen uns den berühmten Fischmarkt an und durchstreiften die Stadt, die einen sauberen Eindruck macht, wie ja alle norwegischen Orte. Ganz eigen berührte mich die „Haafons halle“, ein märchenumwobener alter Königssaal, in seiner schlichten, ruhigen Würde großartig. Ich konnte nicht anders denken, als daß hier der sagenhafte König aus „Des Sä-



Bergen. Aussicht vom Fløyen.

gers Fluch" gewohnt haben müsse. Bergen sei nicht nur ein wichtiger Handels- und Reederplatz, sondern auch das Kulturzentrum Norwegens. Grieg, der große Komponist, Ole Bull, der Violinvirtuose, und Holberg, der Romädiendichter, ihnen wurde in ihrer Geburts- und Vaterstadt ein Denkmal gesetzt. Noch verschiedene andere große Männer lebten und wirkten hier.

Wie so eigenartig muten die Schären an, durch die wir fuhren; in ihrer Kahlheit — selten sahen wir Bäume darauf — machen sie einen einsamen, weltweltverlorenen Eindruck da draußen im Meere. Signal- und Orientierungstürme machen sie in der Nacht zu kleinen Geisterinseln — alte Märchen und Sagen wurden da in mir lebendig. Hie und da glitten auch Fischkutter und Holzboote an uns vorüber, still und ernst und dunkel wie Gespensterschiffe.

Von dem hübschen und freundlichen Ort Andelsnaes (vorher fuhren wir an Molde vorüber, dem norwegischen Nizza, auch „letzte Rosenstadt der Erde“ genannt) führte uns die Raumabahn in zwei Stunden nach dem 600 Meter hoch gelegenen Björli. Auf einer sehr reiz- und abwechslungsvollen Fahrt, die uns oft an die Gotthard- und Lötschbergbahn erinnerte, fuhren wir durch einen großartigen Rehtunnel, vorüber an wildromantischen Wasserrfällen, freundlichgrünen Birkenwäldchen, grasbewachsenen Alphütten, lachiggrünen Matten, und alles war umgeben von zerklüfteten, schneedeckten Bergen.

Die Bahn selbst auch machte einen vorzüglichen Eindruck, sehr schön und peinlich sauber, auch in der 3. Klasse Lederpolster, Spudnäpfe im Wagen; die Toiletten werden fortwährend gereinigt (auch diejenigen der sehr sauberen Stationsgebäude). Die Raumabahn (Dampf) ist allerdings erst 11jährig, daher scheint sie noch so neu zu sein. — Die norwegischen Orte haben mit ihren weiß oder farbig gestrichenen Holzhäusern ein charakteristisches Gepräge, die dunklen, respektive weißen Fensterumrandungen muten an wie freundliche Augen. Was uns immer und überall wieder auffiel, das waren die schönen Vorhänge an den Fenstern, auch in den ärmlichsten Wohnungen, und die Blumen auf den Gesimsen.

Vor Tromsö überfuhren wir den nördlichen Polarkreis. Ein eigenes Gefühl! Namen aus der Schulzeit, so weit, weit weg und unwahrscheinlich, diese Welt einmal mit eigenen Augen zu sehen! Der Uebergang wurde mit drei Stößen der Schiffssirene angekündigt. — Leider war das Wetter



Lappen in Tromsö.

grau in grau. Und auch, als wir bei Tromsö, dieser Handels- und Fischerstadt im hohen Norden (69. Breitengrad) vor Anker gingen, war es noch trüb und regnerisch. So machte uns der Ort erst einen etwas niederdrückenden, düstern Eindruck. Die Häuser am Quai auf Pfählen — fast wie eine Pfahlbauer-Niederlassung. Hier sahen wir die ersten Lappen in ihrer originellen Tracht, die ihre Lager in der Umgebung aufgeschlagen haben. Sie sind keine sehr appetitlichen Menschen, und auch nicht sehr sympathisch: klein, mongolischer Gesichtschnitt, sehr schlechte Zähne, schmutzig (das Wort Seife existierte in ihrer Sprache nicht einmal!), schlauer, etwas frecher Gesichtsausdruck. Vielleicht wirken ja nur diejenigen, die in die Städte mit ihrer Ware handeln kommen, so unsympathisch. In dreckigen Säcklein am Arm oder auf der Schulter tragen sie ihre Sachen bei sich, die sie uns anboten: Pantoffeln, Puppen, Puppenwiegen und sonstige Spielwaren, Felle, Pelze Brieföffner usw., selbst hergestellt aus Rentier-, Seehund- oder Fischleder und Walrosszähnen usw.

Zum Gegensatz der Lappen sind die Einheimischen im allgemeinen recht flotte Menschen, hauptsächlich hübsche, junge Mädchen und Kinder trafen wir. Über lustig: alles in schwarzen Regenmänteln — auch schon die kleinen Kinder — und schwarzen Lederstiefeln! Es scheint fast, als kommen sie hier damit schon auf die Welt!

Von Tromsö aus (die Stadt liegt auf Inseln, wie ja fast alle norwegischen Orte an den Fjorden) wurden früher die Nordpolexpeditionen ausgerüstet. Auch hier sind alle Häuser aus Holz, sogar die Kirchen. Jeder norwegische Ort scheint einmal abgebrannt zu sein. Kein Wunder bei diesen Holzbauten überall! Doch fallen einem in allen Straßen Feuer-Alarmkästen auf und bei den meisten Häusern Feuerleitern. Was sicher kein Luxus ist! Die Stadt ist Bischofsitz und besitzt ein Lehrerseminar, ein Gymnasium, ein ethnographisches Museum und einen botanischen Garten, wo prächtige Maleien in allen Farben zu sehen waren.

In der breiten Hauptstraße befinden sich die großen Läden, wo zur Hauptsache Pelze, Felle usw. verkauft werden. (Es wurde uns aber geraten, konfektionierte Pelze nicht hier zu kaufen, da der Zoll sehr hoch sei dafür und sie überhaupt in Deutschland hergestellt würden, wo sie daher billiger zu haben seien. Nicht verarbeitete Felle und Pelzwaren dagegen seien zollfrei und hier im Ursprungsland am günstigsten zu kaufen.) Hier und da stößt man vor einem Laden auf einen ausgestopften Eisbären, natürlich mit den Lappen eine wichtige Zielscheibe für die vielen Amateurphotographen! Nota bene, die Lappen ließen sich übrigens nicht gratis abknippen,



Ein kleiner Tromsöer.

25 Vere waren das wenigste, was sie „pro Stück“ verlangten. Und die Norweger sollen keine guten Handelsleute sein (oder die Lappen werden wohl kaum zu ihnen gezählt?), wie uns ein Norweger glauben machen wollte, der auf dem Schiff zu verschiedenen Malen Vorträge hielt über Land und Leute von Norwegen. Sie könnten von den Schweizern noch viel lernen, meinte er, die sich so gut auf's Geschäft verstehen, daß sie zum Beispiel um jeden Gletscher einen Zaun erstellen und dann 10 Franken Eintritt verlangen, für das Be- rühren des Gletschers dann noch extra einen Fünflivre!!

Unsere Landsleute auf dem Schiff beschwerten sich deswegen dann beim Kapitän. Ich hatte diesen Vortrag leider verpaßt und so nicht gehört, in welchem Ton Herr Eriksen dies sagte. Aber ich denke, er habe es nicht so bös gemeint, wie's aufgenommen wurde, wohl so, wie er von dem Norweger Dichter und Sprachforscher Asen berichtete, der Schillers Glöde so wunderbar ins Norwegische übersetzt habe, daß die Übersetzung fast schöner sei als das Original! Ob sich die Deutschen deswegen auch beim Kapitän beschwerten, entzieht sich meiner Kenntnis!

Der düstere Eindruck, den erst die Stadt auf mich gemacht, milderte sich, als sich das Wetter auftat und ich auf die Höhe stieg, wo ich hübsche, villenartige Häuser, in Grün gebettet, fand. Hahnenfuß blühte überall an den Wegrändern, und Blumen in den Gärten. Und auf der Höhe lockten reizende Birkenwäldchen zum Verweilen! Überhaupt, die Birken mit ihren hellgrünen, zarten Blättern und weißen Stämmen, wie kommen sie einem da im hohen Norden vor! Ganz röhrend in ihrem heiter-duftigen Kleid hier in der gewaltigen Einsamkeit, zwischen dunklen Bergen und Fjorden, wo sie nur selten mehr Gefährten finden. Sie sind ja die letzten Bäume der Welt, wie wir in Hammerfest sahen. Laubbäume! Leben in Stein und Eis!

Von Tromsö trug uns das Schiff in direktem Kurs dem Nördlichen Eismeer zu, in einiger Entfernung vorbei an der Bäreninsel. Bis jetzt hatten wir die Mitternachtsonne noch nicht gesehen, weil sie im grauen Wetter verdeckt war. Aber die Nächte blieben gleichwohl hell, was einem ganz unwahrscheinlich vorkam.

Aber dann in unserer nördlichsten Nacht (80. Breitengrad und 33 Minuten war unser nördlichstes Ziel) offenbarte sich uns dieses Himmelswunder in seinem ganzen Glanz. Zauberhaft war's, unsfassbar, unvergeßlich bleibt's!

Schönes Wetter. Der Uhr nach wär's Nacht. Doch wir haben blauen Himmel zwischen Silberwolken. Sonnenschein. Glitzernde Wellen. Das Schiff fährt ganz langsam. Wie sorgfältig muß es seinen Weg suchen, um auf keinen Eisberg aufzutreten! — Treib- und Packeis überall. — In den Kabinen befindet sich kein Mensch, alles ist auf den Beinen, und auf allen Decks herrscht aufgeregtes Leben. Ich liege auf dem Liegestuhl auf dem Promenadendeck und staune in die sonnenhelle Nacht und auf das eisgepanzerte Meer hinaus. . . . Es will mir fast bang machen beim Gedanken, hier einzudringen in dieses Reich des ewigen Eises und des großen Schweigens. Ist's nicht fast Gott verlucht? Hier irgendwo hat Amundsen sein eisiges Grab gefunden . . . Und wie viele vor ihm schon und nach ihm noch? Sagenhaftes, zaubervolles Polarland, die Sehnsucht, dich zu ergründen, wird den Menschen eingeboren bleiben . . .

Plötzlich zeigt sich Nebel. Es wird sehr kalt, und erst zeigte das Thermometer auf dem Promenadendeck noch 4 Grad über Null! Die Italiener, bis zu den Nasenspitzen warm eingehüllt, sehen wie wandelnde Mumien aus und wollen fast erfrieren. Wir sind ja nicht mehr ganz 10 Grad vom Nordpol entfernt. — Der Barman, der Cognac anbietet, findet guten Absatz . . . Der Nebel wird dichter — das Nebelhorn geht beständig. Unheimlich!

Jetzt, da ich die Sonne nicht mehr sehe, Mitternacht ist grad vorbei, geh ich schlafen.

Um 4 Uhr morgens wedt mich durchs Bullauge blauer Himmel und heiterste Sonne. Wir sind auf Spitzbergen gelandet, in der Magdalenenbucht. Feierlich ergreifend klingt uns der Sonntagsmorgengruß — „Großer Gott, wir loben dich!“ — (Fortsetzung folgt.)

Aller Seelen.

Zu euch drängt's uns, ihr lieben Schläfer heute,
Die ihr des Lebens Unraut durftet fliehn
Und dort in jene stillen Räumen ziehn
Mit andern müden Pilgern Seit' an Seite.

Wie manches, das uns einst an früheren Tagen
Gar nahe stand, liegt dort gebettet nun,
Von allen Erdenburden auszuruh'n; —
Und wir Rastlosen sollten sie beklagen?

O nein. — Ihr würdet mit uns tauschen nimmer,
Nicht möchtet ihr in Sturm und Kampf zurück,
Wo doch die Sorge größer als das Glück —
Und ach so manche Hoffnung sinkt in Trümmer.

Drum, wenn wir heute eure Ruhstatt schmüden,
So soll es nur ein treu Gedenken sein.
Gott führt euch zu jener Ruhe ein,
Drum darf nicht trostlos unser Auge blicken.

Ihr war't uns teuer. — Nun ihr mußtet gehen
Und euer Fuß das Friedensland betrat,
Wir tragen's still. — Auch unser Stündlein naht.
Schenk' Gott uns dann ein frohes Wiedersehen!

A. Mægeli.

Briefe von Toten.

Von Irmela Linberg.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß in vergangenen Jahrhunderten, die noch nichts von einer Schreibmaschine wußten, die mühselig mit der Hand geschriebenen Briefe zwischen den Menschen weitaus lebendiger, anschaulicher und durchgeistigter waren als heute.

Denn wer versteht es heute überhaupt noch, Briefe zu schreiben, den ganzen Reichtum seines Seelenlebens in ihnen zu offenbaren? — Vielleicht Liebende während einer kurzen Spanne ihres Daseins, vereinzelte Mütter vielleicht, die mit einem Fuß noch in der Vergangenheit stehen, näher jener Generation, die es verstanden hat, zu „korrespondieren“. Das meiste aber, was heutzutage geschrieben wird, ist nicht viel mehr als Protokollierung von Tatsachen oder ein konventionelles Frage- und Antwortspiel. Es sind Briefe reif zur Vernichtung, wenn man sie einmal durchflogen hat. Denn wer will heute noch, gleich einem jener früheren Briefeschreiber, behaupten: „Das Briefeschreiben ist eine so große Tugend, daß man sie nicht genug schätzen und fördern kann; deshalb darf man auch den schlechtesten Korrespondenten nie lange auf eine Antwort warten lassen.“

Man hat freilich versucht, auch aus der Not unserer Tage eine Tugend zu machen; man hat erklärt, das Zeitalter der neuen Sachlichkeit mache die Menschen seelisch schamhafter und deshalb verschlossener; sie scheuten vor sentimental Herzensergüssen zurück, verstünden es zudem Unwesentliches und Belangloses vor Wichtigem zu trennen und hätten natürlich vor allen Dingen gar keine Zeit, sich dermaßen eingehend über jede Nichtigkeit zu äußern wie die lieben Vorfahren . . .

Ob das wirklich die wahren Ursachen der geradezu erschreckenden Gehaltlosigkeit heutiger Briefe sind? Ob nicht vielmehr eine tiefe seelische Verarmung der Grund ist, daß